

## Das gelobte Land.

Eine Erzählung aus dem Bornholmer Nordland  
von Martin Andersen Nexø.

„Sprich nicht davon,“ sagte die Frau milder, „wenn wir auf den Steinen unser täglich Brot finden, kann's der zehnte Mann wohl auch. Möchte bloß die Sonne sich ein bißchen sehen lassen, aber traurig und sauer ist's immer.“ Sie seufzte tief.

„In dieser Zeit läßt die Sonne sich nie sehen,“ sagte der Alte. „Da scheint sie für die Unterirdischen.“

„Wenn sie nur nicht ganz umgekommen ist,“ meinte die Frau mutlos. „Seit Weihnachten haben wir keine Sonne am Himmel gehabt.“

Die beiden Kleinen lauschten und sahen einander an — die Sonne war fortgeblieben! Mäuschenstill saßen sie in der Ecke unter der Schlafbank, dicht beisammen und warteten darauf, daß die Mutter hinausgehen und den Hering zu Tisch braten würde; während er auf der einen Seite briet, lief sie immer zur Quelle, um einen Eimer Wasser zu holen. Dann hörten sie sie gehen und schlüpfen hinaus. Sie kletterten den steilen Pfad über die Felsen hinauf, von wo man durch den Schornstein kleine Steine bis in den Kochtopf hinunterwerfen konnte, und trabten weiter in den Wald hinein. Sie hatten sich bei den Händen gefaßt und wollten nach der Sonne suchen.

### II.

Der Steinbauer Hans Kämpfe war wie immer steif und hatte Reizen in allen Gliedern, als er sich im Winterdunkel von der Hütte über den Klippenfaun fortarbeitete, um seinen Tag mit der weiten Wanderung zur Arbeitsstelle zu beginnen. Jahrelange Mattigkeit sah ihm im Körper und leistete bei jeder Bewegung schmerzlichen Widerstand, die Gelenke waren empfindlich und wie verkapstelt, die Nachtruhe hatte in den verschliffenen Lagern Schorf angefaßt. Er ächzte mit geduldigem Knurren, während die erstarrten Glieder sich wieder lösten, und vollführte die Bewegungen ganz, um desto schneller die Steifheit zu überwinden. Der Pfad, den er selber und seine Väter in die unwegsame Felsenböschung getreten hatten, war völlig zugewacht; der Wanderer konnte die erstarrten Beine nicht aus dem Schnee emporheben; so schob er ihn vor sich her, so daß er auf beiden Seiten nach oben kam. Er dachte daran, wie seine Frau und die Kinder hier wohl durchkommen würden, und sehte die Füße recht tief, um so viel Schnee wie möglich mitzunehmen. Aller fünf bis sechs Schritt ballte sich die Masse zusammen und stand wie eine Mauer vor ihm; aber er ließ nicht nach. Bedächtig fuhr er fort, sich seinen Weg zu bahnen; die Kraft und Ausdauer eines Pferdes lag in seinen kurzen Bewegungen.

Oben auf den Klippen machte er Halt, um zu verschaukeln, und wandte wie gewöhnlich sein ernstes, kummerbeladenes Gesicht ins Winterdunkel nach der Richtung des Ackerlandes hin. Dort drüben lagen sie noch im Schlummer oder besorgten im warmen Stalle das Vieh — und inzwischen arbeitete die Erde für sie unterm Schnee!

Er konnte hier und da in der Finsternis nur einzelne Dichter schimmern sehen; trotzdem blieb er stehen und starrte hinüber — ganz versunken und schwer atmend, als schlief er noch, bis das Schneewasser ihm in die Holzschuhe zu laufen anfing. Dann reckte er sich auf, klopfte so gut es ging, den Schnee von den Leinwandhosen ab und trat die Wanderung in den Tannenwald an.

Dunkel lastete die Winternacht auf den Düggen mit der grauen, todesähnlichen Schwere, die einem rauhen Tage vorhergeht. Er war in Schweiß geraten, und die Glieder hatten sich bei dem strengen Aufstieg gelöst, das Ankämpfen gegen den Schnee hatte die Mattigkeit vertrieben. „Wie wunderbar hier alles ist,“ dachte er, „Selbst die Ruhe, die zu anderen Menschen wie ein guter Freund kommt, bringt hier nur Böses mit sich! Der Stein ist verflucht.“

Mit gleichmäßigen, schweren Schritten ging er vorwärts; den Stock bewegte er ein wenig vor sich her, um nicht gegen die Bäume zu prallen.

„Warum sich Gedanken machen über das, was nicht anders sein kann,“ überlegte er und warf den Kopf zurück, als könnte er sich von diesen Grübeleien freimachen, die sich in der letzten Zeit in einem fort auf derselben Stelle bewegten. Wenn er erst bei der Arbeit war, dann ließ er alle Gedanken in ihr aufgehen, ließ sich einfallen in ihren monotonen Gesang und auf dem Rückwege am Abend ging er oft im Halbschlaf dahin. Dann lag das Ganze bloß über ihm wie ein Druck, der sich in seinem Wesen und seinen Handlungen offenbarte, der ihn aber selbst in Ruhe ließ. Am Morgen jedoch brach es über ihn herein, der dumpfe Laut unter den Lannen rief es ihm ins Gesicht: Wie konnte man sich von dem Fluche befreien und von diesem gierigen Felsen wekommen, der kaum das arbeitsfähige Brot lieferte als Ersatz für alles das, das er forderte? Wie? Immer dieselbe, dröhnende Frage drinnen im Kopf . . . und keine Antwort.

Hans Kämpfe wußte, daß Gott dem armen Mann zwei Gebote gegeben hatte damals, als er ihn auf die Erde stellte: daß er schufte und sich nicht in die Dinge hineinmischen sollte! Er hatte denn auch immer ein Schuldgefühl, wenn er so daber ging und nachdachte; er meinte, auf verbotenen Wegen zu wandeln. Mit Bezug auf das erste Gebot war sein Gewissen rein, er fürchtete sich nicht davor, seine Kräfte zu gebrauchen. An Tausenden von Tagen hatte er sich abgerackert, blind und unverdrossen wie eine Maschine, all seine Stärke in jeden neuen Tag gelegt — und gesehen, wie der alles spurlos verzehrte und wie der nächste auf nahtem Grunde begann. Wie ein gutmütiges Riesentier hatte er sich mit einem Uebermaß von Kräften, wie das Gebot es verlangte, in das Joch gelegt, im blinden Vertrauen auf die Gerechtigkeit. Wer sich anstrengte und seine Pflicht und mehr noch tat, mußte früher oder später seine Entschädigung bekommen! Wie, das machte er sich nicht klar, aber in ihm lebte des Armen unklare Hoffnung auf das Glück, das in irgendeiner unbegreiflichen Gestalt kommen würde.

Seine Geduld schien ohne Grenzen. Durch lange Jahre hindurch war sie Tag für Tag auf die Probe gestellt worden. Wenn er nach getaner Arbeit sich müde von dem Joch freimachte und mit einfülliger Freude auf ein ungeheures Tagewerk zurückblickte, lag doch nichts hinter ihm; der Tag hatte sich selber verschlungen und nichts übrig gelassen; in der Ferne, die Hans Kämpfes Kräfte durch den Felsen zogen, sah der Hunger und wick nicht vom Plage. Unsichtbare Hände nahmen alles weg, was Hans Kämpfe schuf, und das Elend blieb an seinem Heim hängen mit dem Wahrzeichen der Nacht. Es war, wie es nun einmal sein sollte, und jeden neuen Morgen begann Hans von frischem.

Aber dann kam ein Tag genau wie die zehntausend anderen, mit demselben duldigen Fleiß und demselben Ausgang. Es war ganz und gar nichts Besonderes an dem Tag, es war nur so, als ob ein Stück Torf zuviel auf die Fuhre gelegt würde, so daß die Ladung zusammenstürzte; man sucht unwillkürlich und meint, dieses Stück mühte eine eigentümliche Schwere gehabt haben. Hans Kämpfe sah sich um und empfand die Bodenlosigkeit — wie eine Leere der Seele, einen Mangel. Und da war's vorbei mit seiner toten Ruhe, in seinem Hirn hatte der Rebel angefangen zu wandern und fuhr fort, herumzuwirbeln, bis sich ein Kern darin bildete, ein Warum.

„Der Fels ist schuld, er ist verflucht,“ antwortete er sich schließlich selbst, und mit der Antwort schien er mit seinem Riesenschittel eine Schicht wegzubrechen. Noch nie hatte er eine Frage ans Dasein gestellt und selber die Antwort übernommen. „Wie ist das möglich,“ überlegte er weiter, „daß da unten auf dem Ackerland jede Arbeit, die ein Mann tut, sichtbar daliegt und ihm von Jahr zu Jahr Nutzen bringt, während sich hier in den Felsen alles selber verzehrt, sobald es geschaffen ist? Na, der Fels ist verflucht.“

Es dauerte viele Tage lang, bis es in seinem Kopfe richtig feststand, aber auf einmal fügte er seiner Gedankenreihe ein neues Glied zu: „Ich muß versuchen, auf das Ackerland hinunterzukommen.“

Das war eine Herausforderung ans Schicksal, er hatte seinen stumpfen Glauben an das So oder So des Glücks abgegeben und selber seine Ansprüche ans Dasein geformt. Nun



sollte das Glück gerade auf diese bestimmte Art kommen, und dann war er genötigt, selber zuzupacken und es auf den rechten Weg zu leiten! Auf's Geratewohl ließ er seine unbeholfenen Gedanken in den Raum hinaus, wo sie herrenlos umherflatterten und verwirrt und elend, schwindlig vor Leere, wieder heimkehrten.

Am Sonntagmorgen, wo er sonst lange liegen blieb und von der Arbeit der Woche ausruhte, kam es über ihn und trieb ihn aus dem Bett. Er ging auf den Knägel hinauf und stand dort oben und starrte auf das fruchtbare Land; seine schwieligen Hände krümmten sich vor Verlangen, in der Ackererde wühlen zu können. Er hatte in sich die Forderung nach Spannung und Wachstum in Verbindung mit der Arbeit, das Werk seiner Hände sollte Frucht tragen, mit seinen eigenen Augen wollte er den Ertrag seines Fleißes sehen, wie die Deute da unten im Lande und sich daran sättigen.

Dann griff er ins Leere nach allerhand Auswegen, und in seiner Hilflosigkeit stürzte er nach Hause, nahm das Werkzeug zur Hand und machte sich daran, auf der Felsenseite, wo sein Vater vor ihm gewesen war, herumzuroden, wegzusprenge und Bäume beiseite zu räumen. Aber er verstand selbst nicht den Zweck all dieser Arbeit und gab sie auf und begann etwas anderes, das gleichfalls nicht zum Ziel führte.

Zu seinem Auchen war er ruhelos wie ein eingesperrtes Tier und fand die Ursache seiner Einsperrung in den wunderbarsten Umständen; oft wurde er wütend auf Frau und Kinder und meinte, sie seien es, die ihm den Weg versperrten. Das Leben der Seinen daheim war ihm ganz fremd; am Morgen, wenn er ging, hatte es noch nicht angefangen, und am Abend, wenn er nach Hause kam, hatte es schon seinen Abschluß gefunden — die Kleinen waren im Bett, und die Großen hielten sich fern. Er bekam die Kinder nur zu sehen, wenn eines von ihnen so schlimm gewesen war, daß der Vater selber Krügel ansteilen mußte. Etwas Gutes vereinte ihn nicht mit ihnen, und er konnte gar nicht verstehen, wie sie eigentlich den Tag verbrachten — er war im Zweifel darüber, ob sie nicht doch auf seine Kosten ein flottes Leben führten.

Am Sonntag war er todmüde und unzugänglich. Entweder schlief er tagsüber oder ging schon früh morgens fort. Frau und Kinder sahen ihn weggehen, ohne ihn groß zu entbehren, sie hatten gelernt, sich ohne ihn einzurichten. Wenn er sein Haus verließ, verfolgte er so etwas wie eine bestimmte Absicht; wenn er dann aber auf die Felsen kam, dann mußte er nicht, was er mit sich anfangen sollte; die Gewohnheit führte ihn an seine Arbeitsstelle hin. Dort stand er dann den halben Tag, konnte nicht vom Fleck kommen und gaffte auf die verhassten Steine hinab. Am Abend ging er endlich nach Hause und bald auch zu Bett, falls er nicht Kameraden traf und mit ihnen den Krug aufsuchte. Von selbst ging er nicht dahin.

(Fortsetzung folgt.)

## 2] Baldamus beim Kommiß.

Von Oskar Böhrle.

Bis ins Revier hatte ich zwanzig Minuten zu gehen. Obwohl ich mich kaum mehr auf den Füßen halten konnte, mußte ich beim Ausgehen helfen und Spundnäpfe leeren. Gegen elf Uhr kam der Arzt und veranlaßte meine Ueberführung ins Garnisonlazarett. Es wurde Gelenkrheumatismus festgestellt.

Im Lazarett selber herrschte peinliche Sauberkeit, das Essen war reichlich und gut und die Behandlung seitens der Ärzte human. Auch mein Bataillonsarzt war während Kaisers Geburtstag krank. Ich verzichtete gern auf das große Festessen mit dem nachfolgenden Kartoffelsalat; nun brauchte ich doch wenigstens keinen Paradebrauch mitzumachen und hatte meine Ruhe.

Als es mir besser ging und ich aufstehen konnte, wurde ich jeden Tag elektrifiziert. Das half, die Schmerzen ließen allmählich nach, so daß ich dem Sanitätspersonal bei allerlei kleinen Arbeiten und Verrichtungen zur Hand gehen konnte. Ein Unteroffizier war da, der es besonders gut mit mir meinte. Er brachte Bücher zum Lesen und spielte oft Dame und Schach mit mir. Einmal nahm er mich auch in den Operationsaal mit, wo ich mir die Instrumente und Einrichtungen ansehen konnte. Mein Vettmachbar war ein Wadenfer, ein Bürgermeisterssohn. Er lag an den Nachwehen einer Lungen- und Rippenfellentzündung danieder. Zwei Wochen vor mir kam er heraus und durfte einen Monat in Urlaub. Später hörte ich, er habe sich kurz nach seiner Rückkehr zum Regiment erschossen. Warum, sei unbekannt. Ich tröstete mich mit dem alten Soldatensang:

Die Gedanken sein's frei,  
Rein Mensch kann sie wissen,  
Rein Jäger erschießen

Mit Pulver oder Blei,  
Die Gedanken sein's frei.

Es war Februar, als ich gesund geschrieben und aus dem Lazarett entlassen wurde. Ein Gefreiter meiner Batterie holte mich ab. Kaum war ich in der Kaserne und hatte mein Drillzeug angezogen, stürzte schon ein Unteroffizier auf mich zu und hieß mich den Hausflur schrubben. Ich sagte ruhig, daß ich erst vor kurzem schweren Gelenkrheumatismus gehabt hätte und deshalb nicht mit Wasser arbeiten dürfe. Er aber schmaugte, Gelenkrheumatismus hin, Gelenkrheumatismus her, ich hätte in den fünf Wochen genug gefaulenz und könne Arbeit vertragen. Natürlich, ich wollte mich nur brüden. Ich bat ihn, mir doch eine andere Arbeit zuzuweisen. Da brüllte er, ob ich ihm Vorschriften machen wolle. Was mir eigentlich einfallen? Er nähme alles auf sich, aber den Gang müsse ich schrubben, er gäbe mir direkten Befehl. . . . Also schleppte ich Leitungswasser herbei und schrubbte den Gang. Was ich vorausgesehen hatte, traf ein. Am nächstfolgenden Morgen waren meine Kniee so geschwollen, daß ich nur mit Mühe gehen konnte und mich wieder krank melden mußte.

Diesmal zogen mich die Ärzte etliche Tage im Revier herum, ehe sie mich von neuem dem Lazarett überwiesen. Hier verblieb ich weitere drei Wochen, ohne daß sich mein Zustand erheblich besserte. Nun wurde mir vier Wochen Erholungsurlaub bewilligt, die auch anstulgen. Mit gutem Grunde, denn ich nahm zu Hause häufige Schwickbäder, die mich bald wieder herstellten. In dieser Zeit war mein Bataillon zur Uebung für anderthalb Monate nach einem Sperrfort in der Nähe der französischen Grenze kommandiert worden. Dort meldete ich mich nach Ablauf meines Urlaubs und das alte Glend ging von neuem los.

O, wenn nur den Exerziermarsch der Teufel geholt hätte! Nicht nur ich wünschte es, sicherlich auch die Mehrzahl meiner Kameraden. Was nützte eigentlich dieses Aufschlagen der Füße auf den Boden? Gar nichts, im Gegenteil, mehr als einer wurde fuhrant davon. Auf späteren Ausmärschen habe ich die Erfahrung gemacht, daß gerade die besten „Marschierer“ — d. h. diejenigen, die ihre Knochen am besten durchbrüden können und daher des Hauptmanns Augentrost und Herzenstrost sind — am ehesten schlapp werden und versagen. Was nützt ein Soldat, der tabellose „Griffe klopfen“ kann, aber keine Ausdauer und Zähigkeit im Marschieren hat? Was nützt, sind keine Paradeleute, sondern Soldaten, die ihren Mann stellen, wenn's darauf ankommt.

Doch gab's im Fort auch ungeheuer viel zu sehen. Vor allem die Panzerbatterien mit ihren schweren Geschützen, an denen wir ausgebildet wurden. Geschützgezerzieren war meine Freude, besonders das Einrichten. Mehrere Male wurde auch geschossen, freilich nur mit Manöverkartouschen. Die tönten aber so unheimlich laut, daß man kaum mehr sein eigenes Wort verstand. Der ganze Berg war besetzt. Das Fort hatte eigene Elektrizitätsanlagen und war mit den letzten Errungenschaften der Waffentechnik ausgestattet. Es fiedte ungeheures Geld darin. Was nur die Geschütze allein gekostet haben mochten, ungeredet die vielen Panzertürme und die in den Magazinen aufgespeicherte Munition. Und doch war dieses Fort nur eines von den vielen, die sich wie ein Gürtel an der Grenze als Schutz hinziehen. . . .

Unter Aufenthalt im Fort wurde mit einer Nachübung beschlossen. Etwas Schöneres, Männlicheres hatte ich noch nie gesehen. Ich hatte Nr. 3, sah im Panzerturm, lud und zog ab, wenn der Obergefreite eingerichtet hatte und der Telegraph das Zeichen gab. Wie das in die Täler hineinhalte und über die runden Berggruppen hinüberstrich in die Nacht hinein. Zwei Scheinwerfer des Mittelforts suchten die Ferne ab und leuchteten in die Waldgründe und über die roten Dächer der Talhöfe. Sie und da blinkten Zielfeuere auf, einen Augenblick nur, aber doch lange genug, um uns den Feind zu verraten. Wir vergaßen alle, daß es nur Manöver war. So heiß brannten unsere Augen, als sähen sie Wirklichkeit, als trüge jeder Feuerstrahl eine Granate hinaus.

Um 1 Uhr morgens wurde die Uebung abgebrochen und wir bezogen zum letztenmal Bürgerquartier. Andern Tags marschierten wir die 34 Kilometer nach der Garnison zurück. Ich wurde dem Gepäckwagen zugeteilt und hatte den Vorteil, daß ich keinen Tornister schleppen mußte.

Es wurde weiter geschliffen. Wieder stand eine Besichtigung vor der Tür und aus uns wurde herausgeholt, was nur drinsteckte. Wochenlang sah ich kein frohes Gesicht. Müde und verdrossen legten wir uns nachts auf die Strohsäcke, müde und verdrossen standen mir morgens auf. Der Feldwebel war ausgeheilt und hinkte durch die Kaserne, fand bald da etwas, bald dort. Es regnete Strafen wegen der geringsten Kleinigkeiten.

Eines Sonntags mittag bekam ich „Feuerpikett“, d. h. ich durfte die Kaserne nicht verlassen. Ich legte mich aufs Bett und schlief. Um vier Uhr nachmittags weckte mich mein Unteroffizier, gab mir eine Blechkanne und sagte, ich möchte in der Küche für ihn Kaffee holen. Als ich hinunter kam, war die Küche schon abgeschlossen. Da ich wußte, daß der Koch in der Stube der Stammmannschaften war, klopfte ich dort an und fragte ums Eintreten. Nach dem Hineinruf öffnete ich die Türe und sagte dem Koch, der an einem Tisch sah und Karten spielte, er möchte mir für meinen Unteroffizier Kaffee geben. Der Koch sagte: „Jetzt gibt's keinen mehr. Nach drei Uhr ist Schlaf, der Sempel hätte Dich früher schicken sollen.“ Ich ging hinaus und botschaftete dem Unteroffizier, daß es zum Kaffeeholen zu spät sei. Er schickte mich trotzdem



## Der Friedhof der Deportierten.

nochmals hinunter und ließ ausrichten, wenn's keinen gäbe, läme er selber, dann aber Würd's rauchen. Das richtete ich dem Koch Wort für Wort aus. Er spielte ruhig weiter und sagte bloß: „Du samt Deinem Unteroffizier launst mich . . . gern haben.“ Ich wartete noch eine Weile; da er aber keine Miene machte, Kaffee zu holen, setzte ich meine Mühe auf, lehrte ihnen den Rücken und ging der Türe zu. Diese Gelegenheit benützte der Batterieschuster und warf mir einen Holzschemel ins Kreuz. Der traf mich so heftig, daß ein Stück Fleisch aufgerissen wurde und mir das warme Blut herunterran. Ich lehrte mich sofort um, um zu schauen, wer den Schemel geworfen habe. Da sprang der Schuster auf mich zu und schrie: „Was, Du verdammter Hammel, Du hast nicht genug an einem Schemel, scheint's willst Du noch einen zweiten ins Kreuz.“ Dabei packte er mich am Hals. Kaum hatte er mich angerührt, so gab ich ihm einen solchen Knietritt gegen den Bauch, daß er mich fahren ließ und schlug ihm die Kaffeekanne in blinder Wut so auf den Schädel, daß er um Hülfe schrie. Die anderen Alten waren nicht faul. Kaum sahen sie, daß ich Meister wurde, holten sie ihre Klopppeitschen und umringten mich. Dann packten sie mich von hinten an, rissen mir die Westhülle aus der Hand und verschlugen mich. Es waren alles große, kräftige Kerle und durchweg stärker und massiger als ich. Dennoch wehrte ich mich wie ein wildes Tier und hieb auch einige um. Wenn ich zuschlug, sah ich darauf, daß ich zwischen die Augen traf, das zeichnete jeden; es gab die gefährlichen „blauen Brillen“. Doch der Ueberzahl war ich nicht gewachsen. Ich fühlte, daß ich bald ausgeschöpft sei und erspähte einen günstigen Moment zum Ausreißen. Zuerst schrie ich so laut ich konnte, in der Hoffnung, daß sich ein Chargierter zeigen würde. Vergeblich. Nur zwei Rekruten kamen herunter, wurden aber mit Schlägen hinausgejagt. Der Gefreite vom Dienst, der eigentlich für Ruhe hätte sorgen sollen, hatte sich gleich zu Anfang der Schlägerei vors Tor gestellt, so daß er nachher mit reiner Seele sagen konnte, er habe nichts gesehen und gehört. Unter meinen Widerparten war ein langer, feiger Kerl, der sich nicht an mich herantraute und mit einem stählernen Wischstock über der Anderen Köpfe hinweg nach mir schlug und mich so traf, daß mirs Blut ins Genick lief. Den mußte ich mir laufen. Ich stieß die weg, die an mir hingen, erwischte ihn und gab ihm mit aller Wucht einen Stoß, daß er ganz bleich wurde und sich lehrte. Dann nahm ich noch einen Anlauf und zwangte mich zur Türe hinaus. Mühe und Kaffeekanne ließ ich liegen. Ich war froh, daß ich noch lebte, und ging sofort zu meinem Unteroffizier. Der meinte, ich solle mir das nicht gefallen lassen und die ganze Geschichte meiden. Ich sagte: das tue ich ohnehin. Dann wusch ich mich ab und verband mich, so gut ich eben konnte.

Am anderen Morgen machte ich vollzähligen Fußdienst mit, obwohl ich mich kaum aufrecht halten konnte. Trotz meinem Elend mußte ich doch lachen, als ich die verschmollenen und verschundenen Gesichter etlicher Alten sah. Der Schuster war nicht dabei. Er hatte sich krank gemeldet.

Nachmittags um vier Uhr pukte ich den vierten Anzug, setzte meinen Helm auf, ging zum Feldwebel in die Wohnung und sagte ihm, ich möchte den Herrn Hauptmann sprechen. Er entgegnete, ich solle bis morgen früh warten und auf die Schreibstube kommen, wenn der Hauptmann da wäre. Ich tat so. Der Hauptmann war vom Feldwebel bereits unterrichtet und schrie, er hätte gute Lust, mich ins Loch zu stecken. Am Nachmittag mußten ich und alle an der Schlägerei Beteiligten zum jüngsten Leutnant, der ein Protokoll aufnahm. Die Alten logen wie gedruckt, allem Anschein nach hatten sie sich miteinander verabredet. Zwei Tage später ließ mich der Batteriechef rufen und fragte mich, ob ich Antrag auf gerichtliche Verurteilung stelle. Ich sagte, mir läge nichts daran, daß die Kerle so und so lange eingeschachtelt würden. Der Hauptgrund, warum ich diese Geschichte gemeldet hätte, sei, daß er einmal einen Einblick in Zustände gewinne, die einem das ganze Soldatsein verleiden.

Die Bataillonsbesichtigung verlief gut. Vorsorglicherweise hatte mich der Hauptmann als Pferdehatter abkommandiert, um nicht durch meinen Exerziermarsch hineingelegt zu werden. Ich erkälte mich aber von dem vielen Herumstehen im Regen und mußte für einige Tage ins Revier übersteden, weil ich leichtes Fieber hatte. Hier ging der schlimmste Wunsch meines Feldwebels in Erfüllung, ich ließ mich zu einem Blutstinn verleiten, der mir drei Tage eintrug.

Bel Vater Philipp war es nicht schön. Drei Tage lang gab's nichts als trodenen Kommiss und reichlich lange Zeit und beim Heraustrreten grobe Worte. Aber auch die schlechten Tage haben ein Ende. Als ich wieder in die Kaserne kam, hatte ich gerade noch Zeit, meine Sachen zu packen und zu rüsten. Am Abend fuhr der Zug nach Bahn auf den Schießplatz, wo wir vier Wochen bleiben sollten.

Mit klingender Musik zogen wir an den Bahnhof, wo wir verladen wurden. Weil die Verlorentagen nicht ausreichten, mußten wir zum Teil mit Viehwagen vorlieb nehmen. Nur einmal auf der ganzen langen Reise wurde Paß gemacht und Frekwier aufgestellt. Mittags um zwölf Uhr waren wir an Ort und Stelle. Bis zum Paradenlager hatten wir noch eine halbe Stunde zu marschieren. Unterwegs hielt der Regimentskommandeur und wir mußten mit steifem Genick und durchgedrückten Knochen an ihm vorbeistehen. Es fiel niemand auf als der Volkstamm, der Mensch mit den Sodawasserflecken, der seine ganze Batterie blamierte. Der Hauptmann schnaufte. . .

(Schluß folgt.)

Die „Mauer der Föderierten“, die auf dem Bäre Lachaise dem weiten Wiesenplan begrenzt, auf dem die letzten Kämpfer der Kommune von der Versailles Ordnungs-Soldateska erbarmungslos zusammengeschossen wurden, ist der Gegenstand pietätvollen Erinnerns geblieben. Jahr um Jahr legt das Pariser Proletariat in den Maitagen dort seine Kränze nieder und die Stadtverwaltung hat dem trauernden Gedächtnis der Arbeiterschaft Rechnung getragen, indem sie den Platz vor der Mauer dauernd von der Anlage von Grabstätten ausnahm. Auch auf dem Pariser Friedhof von Montparnasse ist einem Kommunengrab die dauernde Erhaltung gesichert. Es gibt aber noch einen anderen Kommunardenfriedhof, der vernachlässigt und jetzt von völliger Zerstörung bedroht ist. Er liegt auf der Fichteninsel, einem zu Neufaleonien gehörenden Eiland, das bis zum Jahr 1911 als Deportationsort diente. Hierher wurden nach der Niederwerfung des Pariser Aufstandes Tausende gefangener Revolutionskämpfer gebracht. In den Jahren von 1872 bis 1880 haben 3425 Deportierte die Fichteninsel bewohnt. Dazu kamen noch einige Familien, die ihrem Haupt folgten. Der französische Senator Cornet hat im Januarhefte der „Revue Socialiste“ die Geschichte dieser Deportierten und ihrer Grabstätte erzählt.

Die „einfache Deportation“ ist eine politische Strafe, eine Verbannung nach einer französischen Besitzung und kann nicht mit dem Bagno verwechselt werden. Der Gefangene hat Bewegungsfreiheit, ist zu keiner Arbeit angehalten, kann nach Belieben wohnen und sich kleiden und darf seine Familie nachkommen lassen. Für Deportierte, die in günstigen Vermögensverhältnissen sind, ist das Exil erträglich, nicht so für den Armen — und zu diesen gehörte die große Mehrzahl der Kommunarden. So kam es, daß sich einige der Deportierten zu Hausdiensten bei gutsituierten Kameraden verdingten. Der größte Teil aber lebte im Elend, ohne indes an Energie und Schaffensfreude einzubüßen. Die Kommunarden haben die Insel in einen blühenden Zustand gebracht. Sie bauten Strahlen, Wälder, Wohnhäuser, Wasseranlagen, Ställe, pflanzten edle europäische Fruchtarten und gewannen dem unfruchtbaren Boden soviel, als nur möglich war, ab. Die „Intellektuellen“ gründeten auch Zeitungen, um die Kameraden nicht in Melancholie und Hoffnungslosigkeit verfallen zu lassen.

Dies Kulturwerk der Kommunarden, dieser von der kapitalistischen Prekmente aller Länder so geschmähten „modernen Barbaren“ ist heute gänzlich verschwunden. Undurchdringliches Dickschicht bedeckt alles, selbst den kleinen, in einem Talgrund verlorenen Friedhof, wo einige Hunderte der Märtyrer liegen. Wer denkt noch der Leiden, Heldentaten und Tragödien, deren Schauplatz die Insel war? Da ist z. B. die Geschichte des Dr. Rasoul und seiner 17 Gefährten. Dr. Rasoul hatte in Numea bleiben dürfen, wo seine ärztliche Kunst, die sich mit echter menschlicher Güte paarte, viele Dienste leistete. Nach der Flucht Rocheforts aber wurde ein strenges Regime eingeführt. Rasoul mußte nach der Fichteninsel, seine Frau, die mit ihren Kindern aus Frankreich nachgelommen war, wurde brutal ausgewiesen. Sie ging nach Sidney. Dr. Rasoul vermochte die Trennung nicht zu überwinden. Er beschloß zu fliehen, mochte dabei auch der Tod drohen. In einer Waldhöhle nahe am Meere zimmerte er mit 17 entschlossenen Gefährten eine Schaluppe. Nach einigen Monaten war sie fertig. In einer Aprilnacht des Jahres 1876 stach sie, mit genügendem Proviant für die Uebersahrt nach Australien beladen, in See und vermochte zwischen den Wachtschiffen unbemerkt hindurchzukommen. Unglücklicherweise aber stand den Schiffen, von denen einige mit der Seefahrt vertraut waren, keine Karte der Küstengewässer zur Verfügung und so wurde das Boot an ein Korallenriff geworfen, wo es zerstückte. Von den achtzehn wurde nicht einer geborgen.

Der Friedhof aber trägt einige Hundert Leichen. Cornet gibt die Liste bekannt, die von der Republik nie veröffentlicht worden ist. Für 1872 werden 7, für 1873 36, für 1874 43, für 1875 24, für 1876 42, für 1877 39, für 1878 30, für 1879 15, für 1880 2 Tote verzeichnet — was für sechs Jahre (1872 und 1880 können ja nicht ganz zählen) 230 Todesfälle auf 3245 Personen ausmacht, eine sicherlich hohe Ziffer, da es sich doch zumeist um jüngere Menschen handelt. Unter den Toten findet sich eine Anzahl Frauen. Bei einzelnen der Verstorbenen ist der Beruf angegeben: so finden wir zwei Literaten, einen pensionierten Zollbeamten, einen dramatischen Künstler. Bei den übrigen aber fehlt die Berufsangabe, vermutlich sind alle zumeist Proletarier.

Als die Amnestie erlassen worden war, errichteten die nach Frankreich Zurückkehrenden auf dem Friedhof eine Pyramide mit der Inschrift: „Ihren im Exil verstorbenen Brüdern.“ Die Instandhaltung des Denkmals und der Gräber übertrugen sie einem Deportierten, der sich in Kaledonien ansässig machte, und übergaben ihm zu diesem Zweck 3500 Fr., die sie durch eine Sammlung aufgebracht hatten. Leider ließ sich dieser, mehr ungeschickt als unehrlich, in Spekulationen ein, worin er außer seiner persönlichen Habe auch den Fonds verlor. Der Friedhof versiel nun sehr rasch. Nicht nur unter der Unbill der Zeit, sondern vor allem durch böshafte und eigennützige Beschädigungen. Die Grabtafeln aus Zinn, die fast alle die Inschrift: „Hier liegt A., Republikaner, im Exil gestorben. Finis exilii mors“ („der Tod ist das Ende des Exils“) oder auch „Finis laborum mors“ („der Tod ist das Ende der Mühen“) trugen, wurden systematisch gestohlen. 1909 waren



nur noch vier Inschriften zu sehen, jetzt überhaupt eine einzige. Charakteristisch für die Denkweise der Behörden ist die Tatsache, daß die offiziellen Dokumente der Deportationsverwaltung und die Statistiken der Marine die Deportierten, die keine Religionszugehörigkeit angegeben hatten, also offenbar Freidenker waren, als „idolâtres“; *Göhenbdiener* verzeichnet!

Viel Schuld an diesem Vandalismus hatten die Missionare, die den eingeborenen Kanaken die Toten, auf deren Grab das Kreuz fehlte, als „Teufelsknechte“ hinstellten. Natürlich machten sich die Kanaken kein Bedenken daraus, die Gräber zu plündern. Aber auch Beamte der Republik lösten Grabtafeln für ihre Privatsammlungen ab. Ined gab es auch Grabräubereien aus rein geschäftlichen Motiven. So hat ein Kantinenpächter der Strafverwaltung — nach der politischen Amnestie waren 3000 gemeine Verbrecher nach der Insel gebracht worden — zur Anlage eines Herdes Grabziegel verwendet, die er den Gräbern der Deportierten entnahm. Der Ofen existiert noch heute. Der Friedhof aber ist nur noch an der halb in Schutt zerfallenen Pyramide zu erkennen.

Senator Cornet erklärt, es sei die höchste Zeit, die Gebäulichkeiten zu retten. Die Insel ist fast ganz verlassen. Sie wird dem Maristen-Orden zur Kolonisation übergeben werden — der Antiklerikalismus ist ja für die Republik kein Ausfahrartikel —, und so droht die Gefahr, daß die letzten Spuren des Friedhofs verschwinden. Um sie zu erhalten, bedarf es hauptsächlich der Ausrottung der üppigen Vegetation und einer Umzäunung des Platzes. Es bleibt dann noch die Reparatur der Pyramide, die neben ein paar Grabsteinen und einer abgebrochenen Säule, die das Grab eines jungen Mädchens bezeichnet, das einzige Ueberbleibsel des Friedhofs ist. Der ganze Geldeaufwand würde ein paar hundert Frank betragen. Die Arbeit müßte allerdings Kanaken vom Festlande übertragen werden, da die von den Mönchen fanatisierten Insulaner sie sicher ablehnen würden. Und notwendig ist die Festsetzung strenger Strafen für Beschädigungen, um erneutem Vandalismus und Klerikalem Fanatismus vorzubeugen.

## Vom Worte grün und dem Gründonnerstag.

Von Dr. J. Stanjel.

Von allen unseren Farbenbezeichnungen spielt im Leben unserer Sprache keine eine so hervorragende Rolle als der Ausdruck grün. Das Wort, eine Ableitung von der germanischen Wurzel *gro* (wachsen, grünen), geht auf denselben Ursprung zurück wie das Wort „Gras“. Das Wachsende ist das Grüne. So konnte „grün“ auch die Bedeutung von „frisch“ annehmen. Von frisch gefangenen, noch nicht gepökelten oder geräuchernden Heringen sprechen wir als von „grünen“ Heringen, der Vaber bezeichnet junges Bier als grünes Bier, und für den Hutmacher sind grüne Haare die Haare von frisch abgezogenen Fellen. Die Bedeutung von „grün“ als Farbenbezeichnung ist in diesen Fällen vollständig verschwunden, wie auch in dem bekannten Worte Goethes: „Grün ist des Lebens goldener Baum“. Schiller sagt: „Unser Bekanntschaft ist noch grün“, und wir sprechen von grünen Jungen oder von einem Grünshabel. Der grüne Zweig ist das Symbol des Kräftigen, Gedeihenden. In Goethes „Sprüchen“ heißt es: „Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich, seinen Umständen, seiner Zeit herumwirgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Bürger.“ Und in dem berühmten „Simplicissimus“ des Grimmschaufen steht an einer Stelle: „Nach diesem bedachte ich, was ich tun und wie ich meine Hände anstellen wollte, damit ich wieder recht grün würde.“ Den „grünen Zweig“ haben wir wohl biblischen Einfluß zu verdanken, heißt es doch im Lucas-Evangelium: „Denn so man das tut am grünen Holz, was soll am dürrer werden?“

Unsere Vorfahren erhoben dann Grün, die Farbe des neu-ersehenden Frühlings, zur Farbe der Freude, der Hoffnung und der Liebe. Das Wort „grün“ nahm die Bedeutung von „lieb“ an; „die grüne Seite“ in dem bekannten Volkslied „Mädel ruf, ruf“, ist die liebe Seite, die Herzseite des Menschen. Und in Schübes „Hollsteinischem Dialecton“ lesen wir: „Die platt-galante Hofmeisterin pflegt den Herrn zum Siken an ihrer Seite mit den Worten einzufaden: „Setzen sie sich man an mine grüne Sid, dar is noch keen een verdögl!“ Wieweil wird grün auch zur Bezeichnung des Gewöhnlichen, Alltäglichen. Das Sprichwort: „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen“ sagt, daß der Allzubegehrende eine schlechte Behandlung zu gewärtigen hat. Und der „grüne Tisch“ ist bekanntlich jener oft mit grünem Tuch bezogene Tisch der Behörden, von dem mitunter sehr unpraktische Verfügungen ausgehen sollen. Aber diese Fälle, in denen das Wort „grün“ eine herabsetzende Bedeutung hat, bilden eine verschwindende Minderzahl.

Die Mannigfaltigkeit der Bedeutung des Wortes grün macht es verständlich, daß dem Namen Gründonnerstag eine Fülle von Deutungen zuteil wurden. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Verknüpfung des „Gründonnerstag“ mit einer Uebersetzung des lateinischen Namens dieses Festes *die viridium* (Tag der Grünen).

Diese Grünen (*virides*) waren die beagnabigten Bäder, die nach der während der Fastenzeit vollbrachten öffentlichen Buße von ihren Vergehungen und Kirchenstrafen losgesprochen und als Sündenlose wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen wurden, um an der am Gründonnerstag stattfindenden Abendmahlsfeier teilnehmen zu können. Der Gründonnerstag führt auch heute noch in manchen Gegenden den Namen „Antlasttag“, „Ablasttag“. Bäder stellten sich an dem durch die Einsetzung des Abendmahls geheiligten Tage vor den Kirchentüren ein und erhielten die erbetene Bezeichnung. Schmid sagt in seinem *Vocabularium paedecantium* vom Jahre 1488: „*viridis*, ein gründer, der da on funde ist, grün.“ Die Feier des Gründonnerstags wurde in der christlichen Kirche im Jahre 692 durch Papst Leo II. angeordnet, der Festtag hieß zuerst *die coenae domini*, Fest des Abendmahles; aber später trat an die Stelle dieser Bezeichnung der Name *die absolutio*, Tag der Losprechung. Bei den Franzosen heißt der Gründonnerstag noch heute *jeudi saint* oder *jeudi absolu*, die Dänen und Schweden nennen ihn den reinen oder reinigenden Donnerstag, und für die Engländer ist er der *Sheer Thursday*, der lautere, klare, reine Donnerstag.

Im Volksmunde ist noch vielfach die Ansicht verbreitet, der Gründonnerstag verdanke seinen Namen der Sitte, an ihm die ersten grünen Kräuter des Frühlings auf den Tisch zu bringen. Diese Sitte ist sehr alt; schon in Nollenbogens „Froschmäuselkrieg“ lesen wir: „Am grünen Donnerstag im Mai kocht eine Bäuerin ihren Drei, von neunerei Kohlkräuterlein, soll wider alle Krankheit sein.“ Das Wort *Mai* hat hier die allgemeine Bedeutung von Frühlings. In verschiedenen Gegenden Westfalens stellt man am Gründonnerstag die sogenannte Regenstärke her, einen Trank, zu dessen Herstellung neun (negen) verschiedenen Frühlingskräuter verwendet werden. Grüne Kräuter am Gründonnerstag genossen, so sagt man vielfach, erhalten nicht nur die Gesundheit, sondern bewahren auch das ganze Jahr hindurch vor Geldmangel. Aber zweifellos ist der Name Gründonnerstag nicht aus dieser Sitte entstanden, sondern er hat umgekehrt wahrscheinlich im Laufe der Zeit die Sitte, an diesem Tage grüne Kräuter zu genießen, hervorgerufen. Das Volk will sich immer unter einem Namen etwas denken: ist ihm dieser nicht ohne weiteres klar, so wird irgendein Zusammenhang hergestellt. Solange beispielsweise der Holländer (der Baum der Holla), nur diesen Namen führte, galt er nirgends als Liebesbaum. Nun wurde der Name in manchen Gegenden zu *Gold* verkürzt; sofort war durch den Anklang an „Gold“ die Verbindung mit der Liebe gegeben; und der Holde wurde der Baum der Verliebten.

## Kleines feuilleton.

### Anthropologisches.

Eine gefleckte Regenfamilie. Bei Tieren ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß eine Kreuzung verschiedener Rassen Aenderungen der Hautfarbe bei der Nachkommenschaft herbeiführt und daß sich diese auch durch Vererbung fortpflanzen lassen. Bei Menschen pflegt eine entsprechende Erscheinung nur insoweit einzutreten, als die Hautfarbe im ganzen einen anderen Ton annimmt. Sehr selten dagegen ist das Vorkommen einer gefleckten Haut, und einzigartig steht der Fall da, daß eine solche Fledung sich in einer Familie, die durch die Mischung von Negern und europäischem Blut herborgegangen ist, durch mehrere Geschlechter vererbt hat. Ueber diese Familie von gefleckten Negern ist jetzt eine wissenschaftliche Veröffentlichung im „*American Naturalist*“ erschienen. Ihre Geschichte geht etwa 60 Jahre zurück. Angeblich sollen die Stammeltern der gefleckten Nachkommen beide Negern von normalem Bau gewesen sein, was wohl aber kaum zutreffen dürfte. Die Kinder zeigten eine merkwürdige Veränderung der Hautfarbe an bestimmten Stellen. Schwarz war ein Streifen, der am Kopfe begann und sich über die ganze Länge des Kumpfes erstreckte, nach unten aber schmaler wurde und am Gesäß endete. Alle übrigen Körperteile waren schwarz und weiß gefleckt und zwar besaß die Haut an den weißen Stellen überhaupt keinerlei Farbstoff. Die Grenzen von Schwarz und Weiß blieben im Verlauf des Wachstums dieselben, wie sie bei der Geburt gewesen waren. Eine dieser gefleckten Negerrinnen heiratete und gebar 15 Kinder, von denen 8 wie die Mutter gefleckt waren, 7 normal schwarz. Von diesen 15 Mitgliedern der zweiten Generation heirateten je 3 gefleckte und 3 schwarze, und zwar verbanden sie sich wieder mit echten Negern. Die schwarzen Mütter hatten nur sieben normale Kinder, die gefleckten dagegen zwei normale und neun gleichfalls gefleckte. Dieser Umstand ist besonders geeignet, das Erkennen der Vererbungsform zu erregen, da nach der bisherigen Annahme über die Gesetze der Vererbung nur die Hälfte der Großkinder hätten gefleckt sein dürfen. Sollte sich der eigentümliche Typus noch weiter fortpflanzen und würde es dahin kommen, daß sich zwei gefleckte Personen heirateten, die nicht zu nahe miteinander verwandt sind, so wäre es denkbar, daß eine neue Rasse entstünde, die vielleicht eine weitere Ausbreitung finden könnte. Der Bericht klingt nach einem Ausruf, doch besitzt der „*American Naturalist*“ den Ruf einer ersten, wissenschaftlichen Zeitschrift.